



Die Bücherwelt als Ort der Träume: Michel (Joseph Kaiser) findet hier seine Juliette und verliert sie. Er schießt auf sie, sie erschiesst sich selber und erscheint wieder und wieder.

Bilder pd

Die Idealfrau als Albtraum

OPERNHAUS Am Ende ist Bohuslav Martinůs «Juliette» wieder am Anfang, und applaudiert wurde so stürmisch, dass Michels Traum von Juliette tatsächlich nochmals hätte beginnen können – mit aller Poesie, Skurrilität und Abgründigkeit.

Plötzlich ragt da der Bug des Ozeandampfers in den grossen Bibliothekssaal, dann und wann braust auch die schwarze Dampflokomotive durch den Raum – solches erlebt man manchmal im Traum, und es ist dann wie Wirklichkeit. Und so ist es nun auch im Opernhaus, jedenfalls so weit Bühnenmaterie die wirkliche zu imitieren vermag.

Da scheint Bürgerlichkeit der aufgeräumtesten Art zu herrschen, ordentlich gereiht sind die Bücher in den hohen Regalen, symmetrisch gibt es Portale und Wendeltreppen hinauf in die Büroräume. Ordentlich gekleidet sind die Menschen, nur ein Gefühl von Vakuum im Ganzen wie auf den Bildern des belgischen Surrealisten René Magritte irritiert den Eindruck von Normalität. Und eben: Da scheint eine wild gewordene Lokomotive am Stadelhofen von den Gleisen gesprungen, um zur Abkühlung über die Opernbühne direkt in den See zu fahren.

Surrealismus

Als ein Hauptwerk des Surrealismus auf der Opernbühne gilt Bohuslav Martinůs Oper «Juliette». Der Komponist aus der mährischen Provinz fasste in den 20er-Jahren in Paris Fuss. Mit den Ohren blieb er zwar auch in der tschechischen Heimat ein wenig hängen, aber auch die 1936 komponierte, aber 1936 in Prag auf Tschechisch uraufgeführte «Juliette» zeigt, wie sehr er der Pariser Avantgarde-Atmosphäre verhaftet war, die von Strawinsky und auch noch von Debussy, von neoklassizistischer Spiellust und eben den surrealistischen Literatur- und Kunstexperimenten geprägt war.

Surrealistisch ist Musik ja eigentlich immer, und so ist das Spezifische der surrealistischen Oper eine Sache von Handlung und Schauplatz. Martinů verwendete den originalen Text eines Theaterstücks von Georges Neveux, der zur Gruppe der Surrea-

listen gehörte. «Juliette ou la clé des songes» kam 1930 auf die Bühne. Es lässt den Buchhändler Michel von der Frau träumen, der er vor drei Jahren auf einer Reise kurz begegnet ist und die er nicht vergessen kann. Die Sehnsucht nach der Traumfrau führt ihn an den Ort zurück. Aber nichts mehr ist wie damals.

Die Menschen sind ohne Gedächtnis und dürsten nach Erinnerungen, auch wenn sie erfunden sind. Für das Wiedersehen

mit Juliette ist das keine gute Voraussetzung, es endet in einer tödlichen Eifersuchtsszene. Doch immer klarer wird auch, dass Michel die Geschichte nur träumt, und der dritte Akt spielt in der Zentralstelle für Träume. Es ist wieder die Bibliothek, aber die Regale sind leer, denn wer hier Kunde ist, braucht nicht mehr eine ganze Welt von Büchern zum Träumen, er abonniert nur seine Obsession.

Das Stück führt ins Unabsehbare, fasziniert aber gerade dadurch, dass es sich in teils burlesken, teils märchenhaft poetischen Szenen episodisch an den bildhaften und musikalisch reizstarken

Vordergrund hält. Andreas Homoki und sein Bühnenbildner haben dafür das Beste getan: Mit einer klaren und präzisen Bilderbuchästhetik, mit der raffinierten Drehbühne und einer virtuoseren Personenführung gleiten sie für keinen Moment in die billige Pittoreske ab, sondern fesseln mit den magischen Kippmomenten, den Diskontinuitäten und Absurditäten des Traums.

Starke Bühnenpräsenz

Juliette zum Beispiel bekommt in der Inszenierung einiges mehr an Bühnenpräsenz, als die Partitur vorsieht – für Annette Dasch eine wunderbare Partie für die grosse

Stimme und darstellerische Raffinesse als sinnlich blühende Frau und als Phantom in der Tradition der Femme fatale.

Aber im Zentrum steht nicht die Titelfigur, sondern der Mann, der von ihr träumt. Joseph Kaiser bewältigt imponierend diese breit angelegte Partie des Buchhändlers Michel, die vom gesprochenen Dialog über rezitativischen Gesang und ariose Momente zu grossen tenoralen Ausbrüchen reicht. Dabei ist und bleibt er berührend stets die Figur des bescheidenen, versonnenen und etwas linksischen Büchermenschen, der sich mit seiner Sehnsucht in einer tragischen Endlosschleife verfängt.

Die Stadt seiner Träume ist stark belebt, und es scheint nicht genug Menschen zu geben, die seine Traumverwirrung ins Groteske steigern: Da gibt es viele profilierte Einsätze, etwa von Lin Shi als Kleiner Araber und Pavel Daniluk als Grosser Araber, von Airam Hernandez in den unterschiedlichsten Rollen.

Burleske und Klangpoesie

Dass sie zu Paaren und in Gruppen auftreten, unterstreicht den Komödiencharakter ebenso wie der Chor mit pointierten Einsätzen, und geradezu eine Offenbachade stimmt das ganze Ensemble zum «Quak» von Michels Spielzeugente an.

Die «Traumoper» hat somit nebst der poetisch versponnenen und psychisch gespannten auch ihre handfeste Seite. Unter Fabio Luisis sensibler wie zupackender Leitung hält das Orchester den rhythmisch prickelnden Musizierbetrieb am Laufen und lässt im lyrisch-atmosphärischen Bereich die Farben leuchten. Das Akkordeon allerdings bleibt partiturwidrig stumm. Ein besonderer Effekt kommt aber mit dem reinen Ton des Klaviers ins Spiel, wenn man will: als irrealer Orchesterklang. Schön auch, wie vernehmlich das tschechische Idiom ist, nicht nur mit der Melodie von Juliettes Lied. Auch von dieser Sehnsucht handelt Martinůs Traumoper.

Herbert Büttiker

«Eines Tages wird man offiziell zugeben müssen, dass das, was wir Wirklichkeit getauft haben, eine noch grössere Illusion ist als die Welt des Traums.»

Salvador Dalí



Der Träumer wird sich selber zum Rätsel – und träumt weiter.

Emotionale Preisfeier

BERLINALE Die Jury hat in Berlin ein Zeichen gesetzt. Den Hauptpreis vergab sie dem regimiekritischen Iraner Jafar Panahi für den heimlich gedrehten Film «Taxi».

Die Jury der Berlinale unter Vorsitz von US-Regisseur Darren Aronofsky («Black Swan») entschied sich nicht für die Werke grosser Altmeister wie Terrence Malick, Werner Herzog und Peter Greenaway, sondern für den Iraner Jafar Panahi, über den das Regime in Teheran ein Arbeits- und Ausreiseverbot verhängt hat und der deswegen nicht in Berlin war. Den Goldenen Bären für ihn nahm seine kleine Nichte entgegen. «Ich bin nicht in der Lage, etwas zu sagen, ich bin zu ergriffen», sagte sie weinend. Auch Panahis Ehefrau war im Publikum.

Nach Berlin geschmuggelt

Panahis heimlich gedrehter Film «Taxi» wurde auf unbekanntem Wege nach Berlin geschmuggelt. Für die halbdokumentarische Komödie setzte sich Panahi selbst in ein mit drei Kameras ausgestattetes Taxi. Er liess dort seine Fahrgäste vom schwierigen Alltag in Teheran erzählen.

Im Weiteren blickte die Jury vor allem Richtung Lateinamerika. Den Grossen Preis der Jury erhielt das chilenische Drama «El Club» (Der Club) von Pablo Larraín. Der Film handelt von Priestern, die Kinder missbraucht haben. Ebenfalls nach Chile ging der Bär für das beste Drehbuch: Regisseur Patricio Guzmán bekam den Preis für den Dokumentarfilm «Der Perlmutterknopf» über die blutige Geschichte seines Heimatlandes.

Neue Perspektiven

Guatemala, das erstmals im Wettbewerb vertreten war, holte mit dem Frauendrama «Ixcanel Volcano» von Jayro Bustamante den Alfred-Bauer-Preis. Die Auszeichnung wird an Filme vergeben, die dem Kino neue Perspektiven eröffnen.

Den Preis für die beste Regie teilen sich zwei Filmemacher: Ausgezeichnet wurde «Aferim!» vom rumänischen Regisseur Radu Jude, ein Schwarzweissfilm über Sklaverei im 19. Jahrhundert in der Walachei. Zugleich wurde «Body» der Polin Malgorzata Szumowska geehrt. In dem Film geht es um das zerrüttete Verhältnis eines Vaters zu seiner magersüchtigen Tochter.

Schweiz ohne Lorbeeren

Für das deutsche Bankräuberdrama «Victoria» von Regisseur Sebastian Schipper gab es einen Silbernen Bären für die beste Kamera – 140 Minuten lang nonstop geführt von dem Norweger Sturla Brandth Grøvlen. «Victoria» bekam auch den Preis der Gilde Deutscher Filmkunsttheater.

Der «Victoria»-Kameramann teilt sich den Silbernen Bären mit dem Kamerateam des russischen Endzeitdramas «Under Electric Clouds» von Alexei German. Dagegen ging Andreas Dresens «Als wir träumten» mit dem Schweizer Joel Basman in einer Hauptrolle leer aus, ebenso wie die Schweizer Co-Produktion «Vergine Giurata», in der eine albanische Frau aus den Traditionen ausbrechen will und nach selbst bestimmter Sexualität sucht.

Ein britisches Filmpaar

Als beste Schauspieler wurden die Briten Charlotte Rampling und Tom Courtenay geehrt. Sie spielen in dem Drama «45 Years» von Andrew Haigh ein verzweifelt um seine Beziehung kämpfendes Ehepaar. sda